

WIDER DAS VERGESSEN!

1945 - Gedenken an die wilde Vertreibung vor 60 Jahren - 2005

Erlebnisberichte von drei Laubendorfer Frauen, deren Familien am 13.7.1945 Opfer einer wilden Vertreibung durch die Tschechen wurden

Alle drei Frauen haben unabhängig voneinander und so genau berichtet, wie sie in der Lage waren, diese für sie extreme Situation darzustellen. Weil viele persönliche Erlebnisse eingeflochten sind, aber auch, weil manche Zeitabläufe nicht übereinstimmend geschildert wurden, lassen sich die Berichte nicht zusammenfassen. Sie bleiben somit drei voneinander unabhängige authentische Schilderungen.

Die Zwischenüberschriften und alle kursiv geschriebenen Teile sind redaktionelle Einfügungen.

Rosa Czeschka (aus Laubendorf 194, Kreis Zwittau), geb. Doleschal (Laubendorf 5); * 17.8.1914; + 4.5.2004	Leopoldine Neudert (Laubendorf 205), geb. Czeschka; geb. in Laubendorf 168 am 20.10. 1908	Herta Kretschmer , geb. Doleschal 183, geb. am 5.3.1928 in Laubendorf
BERICHT ÜBER MEINE VERTREIBUNG IM JAHRE 1945	BERICHT ÜBER DIE VERTREIBUNG AUS LAUBENDORF DURCH DIE TSCHECHEN AM 13. JULI 1945	DER ERSTE VERTRIEBENEN-TRANSPORT – SELBST ERLEBT

Das Frühjahr 1945 in Laubendorf

Laubendorf im Sudetenland ist meine Heimatgemeinde, aus der ich am 13. 7. 1945 von den Tschechen vertrieben wurde. - Laubendorf ist 5 km lang und hatte bei der 1939er Volkszählung 1772 Einwohner. Sie waren alle römisch-katholisch getauft.

Der Wochenablauf der Bauerngemeinde war geprägt vom Ablauf und den Ereignissen des Kirchenjahres. Die Sonn- und Feiertage wurden heiliggehalten. Der Samstag galt der großen Reinigung von Wohnung, Stall und Hof, damit der Sonntag würdig beginnen konnte. Dieser Tag begann mit der Frühmesse um $\frac{1}{2}$ 8. Um 10 Uhr war das Hochamt, und um 2 Uhr war noch eine Nachmittagsandacht. Zu keinem Gottesdienst reichten die Sitzplätze aus. Wer zu spät kam, musste mit einem Stehplatz vorlieb nehmen. In der Fastenzeit war jeden Sonntagnachmittag Kreuzwegandacht. Da war die Kirche sehr voll. Auch viele junge Leute nahmen daran teil. Der Namenstag des hl. Prokop, der 4. Juli, war ein Gelöbnistag der Gemeinde. Er wurde wie ein Sonntag gehalten. An diesem Tage im Jahre 1816 hatte ein schweres Unwetter die Felder in der Gemarkung Laubendorf verwüstet. Darauf hin hatten die Laubendorfer ein Gelübde abgelegt und wallfahrteten jedes Jahr an diesem Tag zur Marienkapelle in das vom Mittelort 3 km entfernte Goldbrunn. Da der Weg an einer Waldkapelle vorbeiführte, wurde auch dort eine Andacht gehalten.

Im Jahre 1941 heiratete ich. Ein halbes Jahr später musste mein Mann in den Krieg und wurde in Russland eingesetzt. Zusammen mit zwei meiner Schwägerinnen und dem kriegsgefangenen

Dieser Bericht ist Teil einer Familienchronik, die ich 1988 für meine Nachkommen aufgeschrieben habe.

Laubendorf besitzt eine Gründungsurkunde aus dem Jahre 1265, aus der hervorgeht, dass es seinen Namen auf den Lokator Konrad von Levendorf zurückführt und dass der böhmische König ausdrücklich gewünscht hat, dass deutsche Siedler das unwegsame gebirgige Land urbar und bewohnbar machen sollten.

In den letzten Kriegsmonaten waren wir sehr gefährdet gewesen, besonders die im Dorf verbliebenen Männer. Viele Partisanen bewegten sich in der Gegend. Nachts kamen sie auf die Höfe, um sich zu versorgen. Wir haben ihnen gegeben, was sie forderten. Die Einpeitscher von der NSDAP wollten, dass wir noch 1945 die Hakenkreuzfahne hinaushängten, was wir nicht taten. Bis Brünn sind die Russen noch kämpfend gekommen, dann brach die Front zusammen, so dass wir von Kampfhandlungen nicht mehr betroffen waren. Endlich am 8. Mai war die Kapitulation. Wir ha-

Im Februar kamen immer mehr Flüchtlinge aus Schlesien und Ungarn zu uns. Schwer beladene Treckzüge machten im Ort Halt und mussten weitergeleitet werden. Die Unsicherheit und die Ängste der Dorfbewohner wuchsen. Ein Gerücht jagte das andere. Ferner dumpfer Kanonendonner aus Richtung Brünn steigerte die Furcht der Leute. Manche richteten einen Wagen zur Flucht her.

Und plötzlich war das Unheil da. Am 8. und 9. Mai zogen deutsche Truppenteile – in Auflösung begriffen – durch Laubendorf. Nach einigen Stunden tödlicher Ruhe und quälender Furcht war das Grauen aus dem Osten da, zu Pferde und zu Fuß. Mit diesem Augenblick begann die Leidensgeschichte der Bevölkerung. Die

Weißrussen Nikolai musste ich die 30 ha große Landwirtschaft bewirtschaften. Die alten Eltern und die Schwiegereltern unterstützten mich dabei, wenn es notwendig war.

Es ist Frühling 1945. Als ich am Ostermontag zur Nachmittagsandacht in die Kirche ging und zur Bahnhofstraße kam, standen dort Menschen mit vollbepackten Fahrrädern. Es waren die ersten Flüchtlinge, die ins Dorf kamen. Im Laufe des Nachmittags erreichten uns die ersten Pferdewagen-Trecks, die schon wochenlang trotz des Winters vor den Russen auf der Flucht waren. Diese Menschen wurden nur für eine Nacht in unserem Ort in den Wohnungen untergebracht. Am anderen Tag mussten sie aufbrechen und wieder weiterziehen. Jeden Tag kommen nun andere Trecks. Kein noch so gutgemeintes Angebot, die Menschen zu behalten, wird von der Behörde erlaubt. Von Laubendorf aus müssen sie über die Protektoratsgrenze ins Tschechische, und davor haben sie Angst. Dieses Kommen und Wieder-aufbrechen der Flüchtenden dauert ungefähr drei Wochen. Nur die letzten können bleiben. Das ist bei uns eine Familie aus Schlesien mit sechs Personen, ein Ehepaar mit drei erwachsenen Töchtern und einer Schwägerin.

In den ersten Maitagen hörten wir aus der Ferne dumpfen Kanonendonner. Man sagte, die Front sei nur noch 30 km von uns entfernt. Jetzt kommt deutsches Militär in großer Eile bei uns vorbei. Neben der Reichsstraße hat das zurückflutende Militär auf beiden Seiten einen weiteren Fahrweg in die Felder geschnitten. Unsere Dorfstraße ist verstopft.

Der 7. Mai: Auf Nachbar Schauers Feld steht auf der Bahnstrecke der Zug. Er fährt nicht mehr.
Der 8. Mai: Feldeinwärts kommen die Panzer. Hier und da brennt einer mitten auf dem Feld. Deutsches Militär zerschlägt seine Gewehre an unserer Scheunenmauer. Die Soldaten fliehen zu Fuß in Richtung Süden. Sie möchten lieber in amerikanische Gefangenschaft kommen als in russische. Von Laubendorf aus wird dies ihnen kaum noch gelungen sein.

Unsere Scheune und unser Schupfen stehen voll mit Pferden. In der Feldern laufen weitere herrenlos herum.

Auf einmal ist Totenstille für einige Zeit. Dann sehen wir auf der Reichsstraße ein Fahrzeug mit einem Kanonenrohr langsam fahren. Unser Nachbar Schauer sagt: „Das sind die Russen.“ Er hatte Recht. Das Drama begann. Schauers Frau hat sich Stunden später aus Angst vor den sie verfolgenden Russen erhängt.

Meine Schwägerinnen und ich liefen ins Feld und übernachteten in einem Bahndammkanal. Die ganze Nacht wurden Raketen in die Luft geschossen. Es waren wohl die Freudenfeuer der Russen. Am Morgen hatten wir Angst, ins Dorf zu gehen. Unser Knecht, der kriegsgefangene Weißrusse Nikolai, sah uns vom Fenster und winkte uns. Sicher taten wir ihm leid. Meine Schwägerinnen und ich

ben aufgetatmet. Anlass zur Freude hatten wir nicht. Niemand wusste, was auf uns Deutsche zukommen würde. Eine Wegstunde von uns entfernt, in Politschka, war eine Munitionsfabrik, die bis zuletzt produziert hatte. An einem der ersten Maitage wurde ein in Richtung Zittau fahrender Munitionszug gesprengt. Es war früh am Morgen, als wir mehrere Detonationen hörten. Die Menschen waren kopflos, weil sie zunächst nicht wussten, dass Partisanen den Zug überfallen hatten. Am Vormittag kam Wehrmacht mit Lastautos mit und Pferdewagen. Die Soldaten warfen Ballast ab, Rucksäcke, Kleidung, Waffen, um schneller weiterkommen zu können. Denn sie wussten, dass die Amerikaner an der Moldau standen, und denen wollten sie sich ergeben, was ihnen nicht mehr gelang. Die Raserei hielt bis zum späten Nachmittag an, dann trat Ruhe ein, wie Ruhe vor dem Sturm. Direkt vor unserem Haus war kurz zuvor bei einem Wehrmachtswagen eine Achse gebrochen. Die Soldaten holten kurzerhand unseren stabilsten Wagen vom Hof - auf Nimmerwiedersehen! Es hieß auch, dass sich viele Soldaten in die Wälder geflüchtet hätten und dort von den Tschechen erschossen worden seien. Die übrigen wurden von den Russen eingeholt, die einen Tag später als die Deutschen durch Laubendorf kamen. Sie mussten alle nach Sibirien. - Durch die Laubendorfer Flur ging die Reichsstraße. Sie war voller gesprengter Lastautos. Da fuhren die Russen einfach über die Felder. Viele Tage ging das so. Im Dorf begannen die Plünderungen, Kleiderschränke wurden ausgeräumt. Es gab Leute, die besaßen nur noch das, was sie auf dem Leibe hatten. Am schlimmsten waren die Frauen und Mädchen dran. Es ist viel passiert, so dass sie den Arzt in Anspruch nehmen mussten. Man wusste nicht, wo man sich verstecken sollte! Tag für Tag ging das so, und kein Ende! Nach ca. 2 Wochen kam die Obrigkeit und beschlagnahmte unser Haus. Wir mussten zusammen mit den

Kriegsfurie tobte sich durch Plünderungen und Vergewaltigungen – auch an Greisinnen und Kindern – aus. Das Vieh wurde aus den Ställen gerissen, zum Teil sogleich geschlachtet – es konnte die beste Milchkuh im Stalle gewesen sein – oder es wurde fortgetrieben. Ausgelöscht war mit einem Schläge die mehr als 60 Jahre alte Züchtungsarbeit der Schönhengster Bauern an ihrem Rind.

Fahrräder, Nähmaschinen, Musikinstrumente, Radios u. ä. mussten abgeliefert werden.

Eines Tages mussten sich ca. 10 bis 12 arbeitsfähige Männer in der Kommandostelle melden. Sie wurden unter russischer Bewachung in Richtung Osten in marsch gesetzt. Der Marsch endete im berühmten Auschwitz, wo die Männer in Richtung Russland oder in tschechische Bergwerke oder zu tschechischen Bauern aufgeteilt wurden. Über ein Jahr lang erfuhr man nichts über das Schicksal der Verschleppten.

Die russische Besatzung in Laubendorf dauerte etwa sechs Wochen. Nach dem Abzug der Russen setzte tschechische Partisanen das Plünderungswerk fort. Kleidung, Wäsche, Uhren, Schmuck, Tafelgeschirr, Teppiche, Wandbilder, wertvolle Möbelstücke und Werkzeuge, kurzum jedweder Hausrat waren Plünderungsgut. Schließlich hatte mancher Dorfbewohner nur noch

gingen tagsüber zu meinen Eltern. Wir gingen hinter den Häusern, nicht die Dorfstraße entlang. Vater wunderte sich nicht wenig über unser Kommen. Außer ihm hielten sich alle versteckt. Wie war wohl Vater zumute, die Russen freundlich empfangen zu müssen, um sie dann wieder abzuweisen. Ganz in der Nähe war die russische Kommandantur. Wir gingen nun gleich, jetzt auf der Dorfstraße, zu unseren Eltern, bzw. Schwiegereltern. Dort waren Schwägerin Steffi und Schwager Friedrich auf dem Dachboden und weinten und beteten. Sie hatten schon Schreckliches erlebt. Friedrich war an die Wand bestellt und mit dem Tod bedroht worden. Nun kamen wir drei auch noch, und alle waren wir auf dem Dachboden. Abends hüllten wir uns in Decken, gingen in Haberhauers Garten und übernachteten in den Johannisbeersträuchern. In der dritten Nacht übernachtete ich zusammen mit Schwägerin Poldi im Stroh in der Scheuer des Nachbarn. Wir hörten, dass nachts die Russen ins Haus kamen. Sie rollten sogar ein Fass Bier herein und hielten sich etwa zwei Stunden in der Wohnstube auf. Den Mann des Hauses hatten die Russen gefragt, wo er seine Frau habe. Er hatte geantwortet, er habe keine. Wehe, wenn wir sechs Frauen im Stroh uns durch irgendwelche Geräusche verraten hätten! Von hier aus wurde ich am Morgen von Nikolai, beziehungsweise vom Schwiegervater geholt. Es hatten sich Russen in unserem Hause einquartiert, und sie wollten gekocht haben. Der Schwiegervater begleitete mich auf diesem Gang, denn ich hatte Angst. Drei Offiziere und ein alter Diener waren im Haus. Sie boten mir Schnaps an, taten mir aber nichts. Wir mussten Hühner schlachten und kochen. Auf ihre Anweisung hin haben wir auch ein Schwein geschlachtet. Schlafen konnten wir in der Küche auf dem Fußboden. Wir waren sehr, froh, dass wir auf diese Weise vor den anderen Russen sicher waren. So wurden wir auch von den tschechischen Plünderern verschont, die nachts anfuhrten. Der alte Diener wehrte sie alle ab, weil ja Offiziere im Haus waren.

Nur einige Tage lang mussten wir so für die Russen kochen, bis ihre eigene Küche nachkam. Dafür mussten wir ihnen aus Seide Umhüllungen für ihre Pakete nähen, die sie mit herbeigeschafften gestohlenen Sachen packten und fortschickten. Als sie nach sechs Wochen abzogen, fand ich zu meiner Überraschung den Anzug meines Mannes noch vor. Von unserer Habe hatten sie nichts genommen.

Jetzt hatten wir wieder Angst, nachdem wir uns bis jetzt geschützt gefühlt hatten. Wir gingen zum Nachbarn Holmbauer und blieben dort auf dem Dachboden über Nacht. Am Morgen trauten wir uns wieder nicht heim. Doch diese Angst war unbegründet gewesen! Es stand ein russisches Pferdefuhrwerk vor unserem Haus. Ein älterer russischer Soldat, ein ehemaliger Bauer, so erzählte er uns, war, obwohl der Hof offen stand, nicht hineingefahren, weil niemand drinnen gewesen war. Auch das gab es! Nun holte er sich Heu für die Pferde. Er sagte, früher hätten sie in Russland auch alle Feldeigentum besessen; jetzt

Kindern und den Schwiegereltern auf der Tenne in der Scheune schlafen. Im Flur auf dem Ausgedinge stand ein Herd. Auf dem durften wir Essen kochen. Am Pfingstsonntag kamen 2 Offiziere auf den Hof und nahmen sieben Kühe mit. In allen anderen Bauernhäusern war es ähnlich. Es wurden Rindertransporte nach Russland zusammengestellt. 5 Frauen aus dem Dorf mussten den Transport begleiten. Sie kamen aber später zurück, wie ihnen versprochen worden war. In unserem Haus war die Offiziersküche. Haus und Hof waren Tag und Nacht offen, wie überall. Zäune waren niedergewalzt. Die Russen lebten wie Gott in Frankreich. Sie hatten von der Wehrmacht viele Lebensmittelvorräte erbeutet. Die Essenreste kamen in den Schweinetrog. So gut hatten es unsere Schweine noch nie gehabt! Auf den Fluren war Arbeitsverbot - und das im Mail! Wer die Fluren betrat, auf den konnte geschossen werden. Fast allen Bauern waren die Pferde weggenommen worden, so dass sie sowieso nichts hätten ausrichten können. Wir hatten unsere 2 Pferde und 1 Fohlen behalten dürfen. Zweimal hatten die Russen schon ein Pferd geholt, brachten es aber jedes mal wieder zurück.

In der Schule war die Kommandantur eingerichtet. Sie verpflichtete meinen Mann, jeden Morgen um 7 Uhr bei der Schule zu sein, um von dort nach Politschka in eine Konditorei zu fahren und Kuchen zu holen. Zuvor musste er eine Kanne Sahne von der Molkerei zum Zuckerbäcker fahren. Er hatte immer einen Russen als Begleitperson. Am Nachmittag wiederholte sich die Tour, so dass er oft erst am späten Abend hungrig nach Hause kam.- In der Zwischenzeit hatten die Russen 10 Männer aus dem Dorf geholt und zu Fuß nach Russland getrieben. Lange wussten die betroffenen Frauen nicht, wo ihre Männer waren. Nur, weil mein Mann Zuckerbäckerware für den Kommandanten fahren musste, blieb er von diesem Schicksal verschont. Inzwischen hausten die Russen

das an Kleidung, was er auf dem Leibe trug. In den Abend- und Nachtstunden herrschte Ausgehverbot.

Die verübten Gräueltaten hielten manche Menschen nicht aus und suchten den Freitod.

*Leicht gekürzt entnommen aus:
„Schicksal einer sudetendeutschen Bauerngemeinde LAUBENDORF Geschichte und Chronik“,
verfasst von Wenzel Koblischke*

aber wären alle im Kolchos. „Kolchos nicht gut“, sagte er. Er kam aus der Nähe von Kiew.

Letztlich wagten wir wieder, daheim zu bleiben, und es geschah auch nichts Außergewöhnliches. Wir waren froh, dass man uns nur eine Kuh genommen hatte, und dass wir immer noch die Pferde hatten, letzteres wohl dank Nikolai, der vielleicht dachte, auf unserem Hof bleiben zu können.

Natürlich hatte man die Kartoffeln und alles vorhandene Getreide mitgenommen - ohne jegliches Entgelt selbstverständlich. Von Nachbar Schauer an in Richtung Unterort hatte man den Bauern nur je eine Kuh gelassen. Das zusammengetriebene Vieh hatte man auf Doleschal 180 mit Futter versorgt und einige Tage später nach Russland geschafft. Für die Begleitung dieses Viehtransportes hatte man einfach einige junge Leute auf die russische Kommandantur bestellt, ohne ihnen zu sagen, worum es sich handelte. Es war an einem Sonntag gewesen. Meine Schwägerin war auch dabei. Sie kam anschließend weinend nach Hause. Unser Bürgermeister hatte zu ihnen allen gesagt: „Jetzt seht, dass ihr heimkommt, aber geschwitzt habe ich heute für euch.“ Trotzdem er ja nur für die Ausführung der Anordnung der Russen verantwortlich gewesen war, hatte er es doch fertiggebracht, den Beginn des Viehtransportes zu verschieben und seine Modalitäten zu vereinbaren. Sicher wären die Begleitpersonen sonst nicht wieder aus Russland heimgekommen. Ein paar Tage später also ging der Viehtransport weg - mit organisierter Begleitung. Gedankt sei Frau Karoline Neudert, die russisch sprach, und Landsmann Hans Kruschina, die beide die Verantwortung für alle übernommen hatten. Bevor sie wieder heimkamen, sind wir an die 400 Personen von den Tschechen aus Laubendorf vertrieben worden.

Nach den schrecklichen Erlebnissen mit den Russen trauten sich die Menschen wieder auf die Felder, wenn auch mit Angst. Wir mähten den Klee und taten ihn auf die Stangengerüste zum Trocknen. Da sahen wir eines Tages einen Zug Menschen auf der Reichsstraße in Richtung Politschka gehen. Wir wussten nicht, was das zu bedeuten hatte. Es waren Blumenauer, Hopfendorfer und Karlsbrunner, die man einfach von den Feldern und Häusern geholt hatte und fortbrachte, so, wie sie gerade waren, mit nichts also. Nach einer Übernachtung im Freien waren sie am nächsten Tag in offene Kohlewaggons verladen und von Politschka aus abtransportiert worden. Man wusste nicht, wohin - das gab uns zu denken.

schon wochenlang in unserem Haus wie die Vandalen. Färsen, Schweine, Gänse, Hühner wurden geschlachtet. Nur 2 Kühe verblieben im Stall. In den Feldern trieben sich herrenlose Pferde herum, die wir abends tränkten. Bauern, die keine Pferde mehr hatten, holten sich solche Tiere auf den Hof. Später mussten auch sie wieder abgegeben werden. Nach einigen Wochen sagte ein Offizier zu uns, die Wohnung sei wieder frei. Man röstete Brot für die Heimreise. Gott sei Dank! Wir haben aufgeatmet, als wir wieder in die Wohnung konnten. Sie war total verschmutzt. Der Herd war zerfeuert worden. Aber unsere schönen Möbel standen noch da. Sie hat man nicht mitnehmen können. Aber die Nähmaschine hatten sie abgeschraubt, was mir sehr leid tat. Man sagte, die Russen haben uns um Jahre ärmer gemacht, und wir wussten nicht, wie wir das wieder aufholen sollten. Es fehlten Wagen, Zugtiere, Kühe und alles Kleinvieh. Es war zum Verzweifeln! Zwölf Menschen haben sich in dieser Zeit das Leben genommen. Darunter war eine 6-köpfige schlesische Bauernfamilie.

Nach den Russen kamen die Tschechen! Sie spielten die Herren und besetzen das Gemeindehaus. Man nannte sich „Vibor“, und von dort kamen die Befehle. Auf den Feldern durfte jetzt wieder gearbeitet werden, aber wie? Es kam die Heuernte. Jeder behalf sich, so gut es ging. Dann kam die Klee-Ernte, wieder eine Plackerei. Wir hatten den ersten Kleeschnitt schon beendet und den Klee auf den Reitern.

Die Ereignisse am Morgen und am Vormittag des 13. Juli 1945

Rosa Czeschka:

Am 13. Juli waren wir an der Reihe! Am frühen Morgen wurden wir von tschechischen Partisanen mit der

Leopoldine Neudert:

Es war der 12. Juli 1945. Ich war am Nachmittag mit meinen 3 Kindern auf dem vorderen Feld und hackte Rüben. Ich wollte warten, bis mein Mann von den hinteren Feldern kam. Die Kinder spielten friedlich auf dem Feldweg, und ich schaute hin und

Herta Kretschmer:

Ich erinnere mich, als sei es erst gestern gewesen. Auf dem Kalender stand: 13. Juli 1945. Meine Mutter und die Dienstboten waren bereits frühzeitig aufgestanden und werkten auf dem Hof und in den Stallungen

Aufforderung geweckt, um 7 Uhr beim Gemeindehaus zu sein. Dabei haben wir für sieben Tage Verpflegung. Ansonsten wurde uns nichts weiter gesagt. Wir packten in einen Rucksack ein. Die Schwiegereltern, die nicht fort brauchten, kamen, und wir weinten alle. Nachbar Schauer kam. Er gab uns Geld. Wir konnten ihm Speck geben. Wir gingen fort in eine ungewisse Zukunft.

Nachdem wir beim Gemeindehaus angekommen waren, kam meine Schwester Erni gerannt. Sie brauchte auch nicht fort. Erni lief heim und brachte mir mitten im Sommer ihren Wintermantel und behielt dafür meinen Sommermantel da. Ich bin ihr noch heute dankbar dafür, denn bis Ende Oktober war der Mantel meine Schlafdecke. In der Kirche fand zur gleichen Zeit der morgendliche Gottesdienst statt: Ihm wohnten wir zum letzten Male aus der Ferne bei.

Gegen 8 Uhr setzte sich der Elendszug in Richtung Bahnhof in Bewegung. Beim Lagerhaus am Bahnhof war Stopp. Unsere erfahrenen älteren Männer rätselten, was das alles zu bedeuten habe. Alle wurden hier registriert, und wir wurden alle einer Leibesvisitation unterzogen. Wertgegenstände und Geld, sogar

wieder zu ihnen hin. Da gewährte ich, dass mein Bruder Rudolf auf dem hinter den Bauernhäusern vorbeiführenden Weg auf unser Haus zuzuging. Ich sah, dass etwas nicht in Ordnung war und ging auf ihn zu. Er sagte zu mir: „Heute Nachmittag hat sich ein Trupp Tschechen in der Schule einquartiert. Die Bäcker haben Backverbot, und ab 20 Uhr darf niemand mehr auf die Straße.“ Wir wussten, es würde etwas mit uns geschehen. Es war schon einmal zuvor die Rede umgegangen, dass die Deutschen ins Reich vertrieben werden sollten, aber keiner hielt dies für möglich. Inzwischen kam mein Mann mit den Pferden zu uns. Wir reimten uns zusammen, dass die Anzeichen darauf hindeuteten, dass man die Laubendorfer vertreiben wolle. Und so gingen wir traurig nach Hause. Das Vieh wurde noch versorgt. Wir gingen wie betrunken umher. Ich buk noch einen Mohnkuchen und einen Lebkuchen, ohne zu wissen, wofür. Nach Rucksäcken, Koffern und Taschen brauchten wir nicht mehr zu suchen, die hatten bereits die Russen mitgenommen. So holte mein Mann 2 Getreidesäcke vom Boden, und ich nähte Tragebänder an. Und mit diesen 2 Säcken sind wir am nächsten Morgen vom Hof getrieben worden, meine 5-köpfige Familie und meine Schwiegereltern. Zwei Partisanen hatten um 4 Uhr in der Stube gestanden und immer nur gerufen: „Schneller, schneller!“ In der Nacht zuvor war an Schlafen nicht zu denken gewesen. Meine zwei kleineren Kinder Herbert und Adelheid hatten Keuchhusten, darum hatte ich ein kleines Lämpchen auf dem Nachttisch brennen. Auf der Straße patrouillierten Tschechen, und weil sie das Licht sahen, schlugen sie mit den Gewehrkolben an das Tor, und mein Mann musste aufmachen. Drei Partisanen kamen in die Schlafstube und wollten wissen, warum wir Licht hatten. Ich sagte, die Kinder seien krank, was auch stimmte. Ich saß dabei im Bett und hielt Adelheid im Arm, auf alle Fälle. Und so ein Scheusal blieb neben mir stehen, während mein Mann mit den beiden anderen in den Keller gehen musste. Sie kamen mit einem Glas eingeweckten Früchten zurück. Sie spionierten in allen Ecken herum und verschwanden dann. Im Morgengrauen, es war Freitag, der 13. Juli, schlugen die Tschechen das nächste mal an die Tür. Alle Hausbewohner seien verpflichtet, um 6 Uhr bei der Schule gestellt zu sein. „Für 6 Tage Verpflegung und eine Deckel!“ hieß es kurz – auf Tschechisch. Ich muss eine Pause einlegen, mir kommen beim Schreiben die Tränen. Dieser Schreckenstag wird uns bis zum Grab begleiten. Wir mussten uns fügen und unsere letzte Habe in 2 Säcke packen.- Für die Kinder

herum. Ich wurde durch einen irrsinnigen Lärm geweckt. Fünf tschechische Soldaten hämmerten laut und kräftig gegen das verschlossene Hoftor und begeherten Einlass. Sie radebrechten, dabei eifrig gestikulierend, wir sollten uns sofort fertig machen und um 6.00 Uhr mit Gepäck, soviel wir tragen könnten, bei der Schule sein. Wir, das waren meine Mutter und ich. Andere anwesende Familienangehörige gab es auf unserem Hof nicht mehr. Den Vater hatten die Russen zur Zwangsarbeit abkommandiert. Wir wussten nicht, wohin man ihn gebracht hatte. Mutters mehrmalige diesbezügliche Nachforschungen waren immer wieder ergebnislos verlaufen. Mein Bruder Hans befand sich irgendwo in Gefangenschaft, der Bruder Erwin galt seit dem Jahre 1944 als vermisst.

Die Anweisungen der tschechischen Soldaten erfolgten kurz und barsch. Weg waren sie. - War das eine Aufregung! Um 6.00 Uhr? Das war ja in knapp 45 Minuten? Zur Schule benötigte man als Wegzeit ja schon allein fast 30 Minuten? Uns allen liefen die Tränen über die Wangen. Wir schämten uns Ihrer nicht. In 15 Minuten sollten wir also das Allernotwendigste zusammengepackt haben. Mittlerweile hatten sich auch die Nachbarn eingefunden. Alle halfen mit, Mutter lief wie kopflos umher. Ihr fiel rein gar nichts ein, was wir noch hätten mitnehmen können. Die Zeit drängte. Dann kam der Abschied von lieben Menschen, von den Örtlichkeiten, die uns so vertraut waren. Es wurde ein kurzer Abschied. Noch einmal in alle Räume und in die Stallungen zu gehen, wozu es uns gedrängt hätte und dort einige besinnliche Minuten zu verweilen, dazu fehlte uns die Zeit. Es lässt sich nicht in Worte kleiden, was uns in diesem Augenblick bewegte. Die rohe Gewalt drängte und fassungslos verließen wir unser geliebtes Zuhause nicht ahnend, dass wir es niemals wiedersehen werden.

Auf halbem Wege zur Schule wurde uns die Last mit dem Gepäck bereits zu schwer. Wir hatten Tage zuvor aus einfachen Getreidesäcken Rucksäcke genäht, als das Gerücht von einer Vertreibung immer dichter wurde. Dass es soweit kommen würde, daran hatte freilich niemand glauben wollen. Die Träger der Rucksäcke schnitten meiner Mutter und mir in das Schulterfleisch und verursachten uns Schmerzen. In dieser Notlage kam uns Nachbars Hansi entgegen. Ihn schickte uns der Herrgott. Wir baten ihn, rasch nach Hause zu laufen und uns von unserem Boden den alten Kinderwagen mit den großen Rädern zur Schule zu bringen. Er traf damit auch noch rechtzeitig ein. Beim Treffpunkt vor der Schule und dem Vereinshaus - waren bereits viele Verwandte, Freunde und

Lebensmittel, wurden noch einigen weggenommen, ganz nach Gutdünken der tschechischen Person, die die Durchsuchung vornahm.

hatte ich noch Kaffee gemacht und füllte ihn in eine Kanne, um ihn mitzunehmen. Wir haben an diesem Morgen nichts mehr gegessen. Zuletzt habe ich die Kinder geweckt und angezogen. Herbert blieb kaum auf den Füßen stehen, weil er die ganze Nacht schlecht geschlafen hatte. Auf der Straße waren schon viele Leute unterwegs, Bauern, Gastwirte, Geschäftsleute, alle Lehrersfrauen, Kriegswitwen, alle mit ihren Kindern.

Die Schwiegereltern und das Dienstmädchen waren schon aus dem Haus - ich bin nicht in der Lage, der Reihe nach zu schreiben - ich stand in der Küche und verstaute noch manches im Kinderwagen. Ich kam nicht fort, und eine innere Stimme sagte mir: Nimm alles, was du kannst, mit! So habe ich noch für jeden einen Löffel und eine emaillierte Tasse mitgenommen, dazu ein Messer und ein paar Lebensmittel. Laut weinend hielt ich eine Weile die Türklinke des Tores in der Hand. Meine Füße waren wie Blei, und wir kamen nur langsam weiter. Plötzlich fing Adelheid an, kräftig zu husten. Ich bekam Angst, sie würde am Schleim ersticken. Ich rief zu Gott, jetzt stirbt mein Kind noch auf der Straße! Ich fasste sie an den Schultern und schüttelte sie, bis sie wieder zu atmen begann. So schleppte ich mich weiter. Meinem ältestes Kind Hans, das neben mir lief, hatte ich einen Sack mit 2 Broten umgehängt. Doch die dünnen Träger schnitten dem Sechsjährigen in die Schultern, und so musste ich ihm die Last abnehmen.

Endlich kamen wir an der Schule an. Alle Menschen standen mit traurigen Gesichtern da. Von meinen Verwandten war Rudolf mit Familie, Berta mit Familie, Emilie mit ihren Kindern da. Auch meine Mutter war gekommen, obwohl sie nicht zu den Aufgerufenen gehörte. Als wir schon lange gestanden hatten, kamen noch Familien aus dem Oberort, darunter meine Schwester Marie mit Familie. Bei der Gelegenheit übergab Marie ihren Sohn Willi an unsere Mutter, und er blieb bei ihr, ohne dass es jemand von den Tschechen merkte. Er blieb in Laubendorf und wurde 1946 nach Nürnberg ausgesiedelt. Jetzt wurden wir alle noch einmal aufgerufen und mussten losmarschieren. Vor uns auf der Anhöhe stand die Kirche mit dem Friedhof und dem Kriegerdenkmal. So machten wir noch ein Kreuzzeichen zum Abschied. Wir drehten uns oft um und blickten auf unsere geliebte Heimat zurück. Zuletzt entschwand der Kirchturm unseren Blicken

Wir kamen zur Haltestelle, und es wurde Halt geboten. Dieser Befehl, wie alle anderen auch, kam in Tschechisch. Jede

Bekannte versammelt, alle mit ihren wenigen Habseligkeiten bepackt. Wir luden unsere Rucksäcke und Bündel auf den Kinderwagen um, der dann hochaufgetürmt beladen war. - Die Stimmen schwirrten durcheinander. Wohin man uns wohl bringen wolle? Keiner wusste etwas Genaueres. Unsere Namen wurden den Hausnummern nach aufgerufen. Das dauerte eine ganze Weile. Immerhin waren es ca. 600 Personen, die ihr „Hier“ ausrufen mussten. Manchem von uns erschien es höchst merkwürdig, nach welchem Gesichtspunkt man die Menschen für diesen ersten Transport ausgesucht hatte.

Inzwischen waren einige Stunden vergangen. Nachbarn, Freunde und Bekannte, die diesmal nicht mit auf der Liste standen, hatten sich ebenfalls beim Sammelplatz eingefunden. Das ganze Dorf war mittlerweile auf den Beinen. Alle nahmen Anteil an den Geschehnissen, die sich hier abspielten. Das ließ keinen unberührt. In der Nähe der Schule und des Vereinshauses wohnende Landsleute liefen mehrere Male nach Hause, um noch mit einigen Dingen auszuweichen, die der eine oder andere von uns in dem überstürzten Aufbruch vergessen hatte.

Als alle zum Transport Gehörige aufgerufen worden waren, folgte eine neue barsche Anweisung der tschechischen Soldaten, die bewaffnet waren, uns hintereinander auf der rechten Straßenseite aufzustellen. Die Menschen gehorchten - widerwillig. In ihren Mienen spiegelten sich die Empfindungen, die sie bewegten. - Ein langer Treck entstand mit den unterschiedlichsten fahrbaren Untersätzen, auf denen Koffer, Rucksäcke, Bündel und Taschen geladen waren. Ein Leiterwagen mit einem Pferdegespann davor stand ebenfalls bereit. Er war für Notfälle vorgesehen, für gebrechliche und alte Menschen, für Fußkranke und Kinder, die den Weg zu Fuß nicht mehr zurücklegen konnten. Am härtesten traf es meiner Meinung nach diejenigen von uns, die ihre wenigen Habseligkeiten selbst tragen mussten. - Der Zug setzte sich langsam in Richtung Bahnhof in Bewegung. Er bot einen jammervollen Anblick und wirkte auf mich wie eine Herde, die ihren Schäfer verloren hat. Dazwischen ergreifende Abschiedsszenen, Umarmungen, Händeschütteln, Tränen in den Augen, wohin man schaute. Etliche von denen, die zurückbleiben durften, hatten es sich dann doch noch anders überlegt und schlossen sich unserem Zug an. Sie begleiteten uns. Der Abschied fiel ihnen zu schwer. Sie schoben ihn hinaus bis zum Äußersten. - Die Menschen trotteten schweigend vor sich hin. Der Abstand zu den Zurückgebliebenen wurde immer

Familie wurde aufgerufen. Die Säcke mussten ausgeschüttet werden, alles wurde kontrolliert. Was den Tschechen gefiel, kam auf einen Extrahaufen. So verlor mancher sein letztes wertvolles Stück. Berta nahm man einen schönen Pelz ab. Sämtliche Sparbücher, Uhren, ja sogar Wolle und Seife wurden den Menschen weggenommen. Wir Frauen mussten zusätzlich in einen Raum zur Kontrolle gehen. Ohringe wurden weggenommen, Haarknoten mussten geöffnet werden, und es war Leibesvisitation. Als ich gerade in das Haus gehen sollte, kam meine Nachbarin heraus und erzählte was ihr widerfahren war. Da gelang es mir, mich in die Reihe der schon Kontrollierten zu schieben, ohne dass die Tschechen das merkten. Auf diese Weise bin ich davongekommen. Die ganze Zeit war auch unsere Landwirtschaftsgehilfin Marie Zavadil anwesend, und Johann verhandelte mit den Tschechen, ob nicht Hans bei Marie bleiben könnte. Wir alle glaubten, wir würden nach 6 Wochen zurückkehren können; aber die Tschechen gestatteten das Bleiben nicht.

größer. Ein letztes Winken auf beiden Seiten!

Vor dem Lagerhaus erwarteten uns sehr viele tschechische Soldaten und mitten unter ihnen der uns allen bekannte Herr Klodner. Eine neue Anweisung folgte. Wir mussten uns hintereinander im Gänsemarsch aufstellen. Eine menschenunwürdige Durchsuchung folgte in verschiedenen Räumen. Als ich in einen dieser Räume eingelassen wurde, erwarteten mich zwei Tschechinnen. Sie rissen mir die Bluse auf, fassten in sämtliche Taschen und nahmen alles an sich, was für sie von Bedeutung war: Schmucksachen, Geld, Kassabücheln und neue Wäsche. Wir verloren hier noch unsere letzten Wertsachen, Geschenke und Andenken, Erinnerungen von lieben Angehörigen. Berge von Schmuck und Geld türmten sich vor unseren Augen auf, Berge von Kassabücheln und neuer Wäsche. Mutter trauerte den Eheringen nach. Mich schmerzte der Verlust einer mir besonders lieb gewonnenen goldenen Kette mit Anhänger, ein Patengeschenk von meiner Firm-Patentante aus Österreich.

Der Fußmarsch nach Zwittau am Nachmittag des 13. Juli und die darauf folgende Nacht

Rosa Czeschka:	Leopoldine Neudert:	Herta Kretschmer:
<p>Nach zwei Stunden ging es weiter in Richtung Zwittau, und das zu Fuß. Bis Zwittau sind es 16 km. Ich glaube, vier Pferdefuhrwerke fuhren hinter uns her. Unterwegs konnten alte Personen, die gar nicht mehr gehen konnten, aufsitzen. Es war ein Weh und Ach! In Zwittau übernachteten wir auf einem freien Gelände.</p>	<p>Nachdem alle kontrolliert waren, ging es zu Fuß weiter auf der Reichsstraße nach Zwittau, 16 Kilometer bei 25 Grad Hitze. Ein Pferdefuhrwerk, auf dem alte Menschen Platz nehmen durften, fuhr mit. Alle anderen mussten die Habe, die ihnen geblieben war, selbst tragen. Hinter Blumenua wurde einmal Rast gemacht, und zwar in Kieferkratschen, wo ein Brunnen war, an welchem wir trinken konnten: Unser Treck wurde links und rechts von bewaffneten Tschechen begleitet. Sie schossen in die Luft, wenn Menschen, die auf den Feldern arbeiteten, mit uns Kontakt aufnehmen wollten. Niemand durfte uns etwas zu-</p>	<p>Gegen Mittag war auch diese Prozedur überstanden. Die Ohringe hatte ich gerettet. Ich trug sie, mit einem Zwirnsfaden zusammengehalten unter den Haaren. - Der Treck formierte sich abermals. Es hieß, in Richtung Zwittau. Großes Entsetzen allerseits. Bis Zwittau waren es rund 15 km. Wir alle hatten erwartet, vom Bahnhof aus mit einem Personenzug transportiert zu werden und waren zutiefst enttäuscht. Es schien den meisten schier unmöglich, ihr Gepäck bis Zwittau tragen zu müssen.</p> <p>Die Zeit für den endgültigen Abschied war gekommen. Abermals ergreifende Szenen, Umarmungen, Tränen. Unsere Ritschi war uns ebenfalls bis zum Lagerhaus gefolgt. Mutter bat sie, zusammen mit den anderen Dienstboten den Hof nach besten Kräften weiterzuführen und vor allem das Vieh nicht zu vernachlässigen, bis wir wieder zurück seien. Das könne ja nicht so lange dauern. In spätestens drei Wochen kämen wir wieder nach Hause. Sie sagte das nicht nur, sondern sie glaubte daran. So dachten viele. Diese Hoffnung auf eine baldige Rückkehr hielt sie aufrecht. Was für eine trügerische Hoffnung! –</p> <p>Die Soldaten drängten zum Aufbruch. Der Zug setzte sich wiederum allmählich in Bewegung. Zurück blieben die Menschen, die in der Heimat bleiben durften. Wir beneideten sie darum. Sie standen und winkten, solange sie uns sehen konnten. Dann waren sowohl sie als auch die Dächer von Laubendorf unseren Blicken entzogen.</p> <p>Die Sonne brannte vom Himmel. Es war einer der heißesten Tage des Jahres. Uns plagte der Durst. Eine Blumenauerin kam quer über die Felder gelaufen. Sie trug eine große Wasserkanne und wollte sie uns zum Trunk reichen. Noch ehe sie ihr Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, ballerten einige Schüsse aus den Gewehren der tschechischen Soldaten durch die Luft. Sie blieb verdattert stehen und traute sich nicht heran. Kein Außenstehender sollte von nun ab mit uns in menschliche Berührung kommen. Wir waren sozusagen „gezeichnet“. - Ich hatte uns ein Fläschchen Franzbranntwein ein-</p>

rufen. So kamen wir schwitzend und erschöpft nachmittags gegen 4 Uhr in Zwittau an. Dort sahen wir, dass Geschäfte geplündert worden waren. Die Besitzer waren in einer Fabrikhalle eingesperrt worden. Es hieß, in der Stadt hätten sich während der Russenzeit 70 Menschen in einem Teich ertränkt. Als wir durch die Stadt getrieben wurden, war sie beinahe menschenleer. In der Nähe des Bahnhofs wurden wir in einem großen Garten eingesperrt, wo wir unter freiem Himmel übernachteten. Zuvor waren auch schon Menschen aus den Nachbargemeinden Bohnau und Dittersbach hingebracht worden. Wir haben die Nacht am Zaun sitzend verbracht.

gepackt für den Fall, dass uns unterwegs einmal übel werden sollte. Wir holten es hervor und benetzten uns mit dem Inhalt die ausgetrockneten Lippen. Das brachte vorübergehend eine leichte Linderung unseres Durstes. - Hinter Blumenau, in Kieferkratschen, gab es die erste und einzige Rast. Aus einem Brunnen wurde Wasser heraufgezogen. Jeder trank sich satt. Wohl keiner von uns hatte vorher am eigenen Leibe erfahren müssen, wie viel Weh Durst verursachen kann. Das Wasser schmeckte, als sei es der beste Wein. -

Weiter ging es, stillschweigend, im Inneren voller Groll gegen die Willkür der tschechischen Soldaten, die strikt darauf achteten, daß keiner von uns über die Straßenmitte hinaustrotete. Da passierte es. Der Schimkabäck schob seine Habseligkeiten auf einer Schubkarre vor sich her. Er überfuhr die Straßenmitte. Die Soldaten schrieten ihn an, er möge sich mehr nach rechts einordnen. Der Schimkabäck tat, als höre oder verstehe er es nicht. Wir alle rundherum jedoch wußten, daß er sehr wohl tschechisch verstand und auch nicht schwerhörig war. Sein Gesichtsausdruck zeigte einen deutlichen Protest gegen die Schikanen, denen wir pausenlos ausgesetzt waren. Er behielt stur seine Richtung bei. Da krachten plötzlich mehrere Schüsse. Wir vermuteten das Schlimmste. Der ganze Treck geriet darüber ins Stocken. - Dann, nach einigen Sekunden, die uns wie Minuten erschienen waren, gab der Schimkabäck seinen Widerstand auf und ordnete sich rechts ein. Alles atmete erleichtert auf. - Immer weiter trottete der Zug. - Am „longa Barg“ - Zwittau war bereits zu sehen - kippte mein Kinderwagen kopfüber. Die Ladung kullerte den Berg hinunter. Das Fläschchen Franzbranntwein war zerbrochen.

In Zwittau dirigierten uns die Soldaten in einen großen, eingezäunten Garten, der bewacht war. Wir staunten nicht wenig, als wir dort bereits sehr viele Menschen antrafen, darunter Verwandte aus Schönbrunn, aus Dittersbach, Riegersdorf, Rothmühl und andere aus Wiesen, Brünnlitz und anderen Orten. Ganze Sippen trafen sich in diesem Garten wieder - Die Nacht vom 13. Juli auf den 14. Juli verbrachten wir alle im Freien auf der Erde. Gottlob regnete es nicht. Gegen Morgen wurde es merklich kühl. Wir deckten uns notdürftig mit unseren Rucksäcken und Bündeln zu. An Schlaf war ohnehin nicht zu denken, so aufgeregt, wie wir alle waren. Uns plagte die Ungewissheit, wie es wohl weitergehen werde. -

Der Transport am 14. Juli 1945

Rosa Czeschka:

Am Morgen wurden wir von unseren tschechischen Bewachern zum Bahnhof geführt. Ein Güterzug mit lauter offenen Kohlewaggons stand bereit. Zu meinem Erstaunen war Vater Bittner wieder mit da mit einem Pferdefuhrwerk. Er hatte noch einige Familien nach Zwittau bringen müssen, die Tags zuvor noch nicht dabei gewesen waren, so auch unser Nachbar Neuwirt. Vater gab mir auch noch etwas Geld. Dann kam der Abschied ins Ungewisse. Wie haben wir denn das nur alles ertragen können?

Einen Löffel und ein 2-Liter-Töpfchen hatte ich mir mitgenommen und sagte mir:

Leopoldine Neudert:

Um 5 Uhr kamen die Tschechen und trieben uns zum Bahnhof, wo ein langer Zug mit offenen Güterwaggons bereitstand. Wie sich herausstellte, war zuvor Kohle in den Waggons gewesen, und der ganze Kohlenstaub lag noch drin. In jeden Waggon mussten 70 Leute steigen, zusätzlich die Kinderwagen. Als alle Waggons voll waren, blieben noch etliche Leute stehen, darunter wir. Nach langer Zeit brachten die Bahner noch 3 Waggons, in welche wir kamen. Während des Tages waren noch einige Laubendorfer Familien hinzugekommen, die man erst am 14. Juli

Herta Kretschmer:

Am 14. Juli - es war ein Samstag - wurden wir in Viehwaggons verladen. 70 Menschen in einen Waggon. Die Quadratmeter-Zahl reichte nicht aus, um allen einen Sitzplatz zu ermöglichen. Also wechselten sich die Männer im Stehen ab. Frauen und Kinder hatten sich auf ihren Habseligkeiten hingekauert. In der Mitte des Waggons stand ein Kinderwagen mit einem Säugling. Er nahm auch einen gewissen Platz weg, so dass wir um so mehr zusammenrufen mussten. Die Wagen waren nicht überdacht. Deshalb prallte die Hitze auf unsere Köpfe. Irgend jemand hatte beim Verladen einen alten Stahlhelm ergattert. Er wurde zum wichtigsten Utensil auf der nun folgenden Reise, die in Richtung Böhmisches Trübau über Prag und Aussig bis nach Tetschen-Bodenbach führte. In diesem besagten Stahlhelm verrichteten wir der Reihe nach unsere Notdurft, die dann „über Bord“ geworfen wurde. Ich weiß es heute noch und erinnere mich, wie mich gerade diese Handhabung als junges Mädchen niederdrückte. Ich schämte mich, meine Notdurft in Gegenwart anderer Menschen ver-

Wenn ich das immer voll mit Essen bekomme, will ich zu Frieden sein. Wir waren 60 Personen in einem offenen Waggon, auch Schwägerin Poldi mit ihren fünf Kindern. Irgend jemand reichte uns einen Stahlhelm in den Waggon - als Vorsorge für unsere Notdurft. Der Zug setzte sich in Bewegung. Es ging in Richtung Prag. Als wir Theresienstadt hinter uns hatten, machte unser Nachbar Schauer die Bemerkung, er sei froh, dass dies nicht unser neuer Aufenthaltsort geworden sei. Wie gesagt - wir wussten ja immer noch nicht was mit uns geschehen sollte. Schon drei Monate lang hatten wir keine politische Information erhalten, weder durch eine Zeitung, noch durch Radio. Diese, wie auch Fahrräder, Nähmaschinen hatten uns die Tschechen bei Kriegsende abgenommen.

Wir fuhren den ganzen Tag an der Elbe entlang, elb-abwärts. In Bodenbach standen wir stundenlang. Es wurde Nacht, und wir standen noch immer. Dann fuhr er doch los, und am Morgen merkten wir, dass wir keine tschechische Bewachung mehr hatten. Wir hatten die Grenze passiert und waren in Deutschland. Der Zug hielt irgendwo, und wir durften aussteigen. Es gab an der Stelle keinen Bahnhof, nur ein alleinstehendes Haus, das wohl zu einem entfernten liegenden Ort gehörte. Hier bot man uns eine Waschküche an wo wir uns und die Kinder waschen konnten. Auch Teewasser erhielten wir unentgeltlich. Da stand keine Organisation dahinter, das war eine rein persönliche, schöne Geste der Hauseigentümer. Nach mehreren Stunden Aufenthalt ging die Fahrt wieder weiter. Nun kamen wir nach Riesa. Hier stieg ein Ehepaar aus und kam ins Krankenhaus. Unsere Männer verhandelten über unser

vertrieben hatte. Darunter war der Mann, den Johann hatte über die Magd bitten lassen, ihr beim Füttern zu helfen. Nun wussten wir nicht, was mit dem Vieh geschehen sollte. Andere Bauern stellten sich dieselben Fragen.

Die Bahnfahrt ging ins Ungewisse - doch nicht nach Osten, wovor wir am meisten Angst hatten. Durch den Fahrtwind wurde der Kohlenstaub in den Waggons aufgewirbelt. Funkenflug von der Lokomotive fraß uns Löcher in die Kleidung. Am Nachmittag kamen wir nach Aussig. Wir waren also nicht nach Osten gefahren. Als der Zug im Schrittempo über die Elbe fuhr, wurde uns bange. Oftmals blieb der Zug unterwegs stehen, und aus heiterem Himmel fuhr er wieder an. Bei einer solchen Gelegenheit verloren wir einen Mann, den niemand wieder-gesehen hat. Nach 2 Tagen Hin und Her hielt der Zug in Tetschen-Bodenbach. Rotkreuz-Schwestern teilten dort für die Kinder Erbsensuppe aus, wenn sie eine Tasse hatten. Die ganze Zeit saßen wir in unserem Waggon auf den Säcken und warteten. Während der Nacht setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und zwar in Richtung Norden. Die Wachmannschaft war plötzlich verschwunden. Im Morgengrauen hielt der Zug auf einem zerbombten Bahnhof. Jemand von uns fragte einen Bahnbeamten, ob dies Dresden sei. Er antwortete: „Das war Dresden!“ Uns kamen die Tränen, denn solch eine Trümmerwüste hatte noch keiner gesehen. Wir wussten nun, wir waren in Deutschland, in einem zerschlagenen Land. Der Zug fuhr weiter in Richtung Riesa. Wieder fuhr er nur im Schrittempo über die

richten zu müssen und schob sie hinaus bis zum Äußersten. Bis Tetschen-Bodenbach gab es nämlich nicht einen einzigen Aufenthalt. Der Zug fuhr und fuhr.

Als der Zug dann endlich hielt, kursierte sofort ein Gerücht. Die Waggons waren geöffnet worden. Die Menschen stürmten ins Freie. Man wisse nicht, wohin mit uns, hieß es. Der Zugführer habe keine Anweisung erhalten, wohin er uns bringen solle. Vielleicht müsse er umkehren und uns wieder nach Hause bringen. Ein Gerücht jagte das andere. Wir dürften bei Tetschen-Bodenbach nicht die Grenze passieren. Dort wolle man uns nicht aufnehmen. Wir waren also ein Transport ohne Ziel. Mithin würde es uns überall so oder ähnlich ergehen. Der Zugführer hatte uns inzwischen verlassen. Der Zug stand etwas außerhalb des Bahnhofs auf einem toten Gleis. Von der tschechischen Bewachung war ebenfalls weit und breit nichts mehr zu sehen. In der nun folgenden Nacht ohne jede Bewachung geschahen noch die unglaublichsten Dinge. Partisanen kletterten über die Brüstung und stahlen, was sie erwischen konnten. Sie rissen die Rucksäcke und Bündel an sich und waren - so schnell sie gekommen waren - in der Dunkelheit auch schon wieder verschwunden. Einer hochschwangeren Laubendorferin stahl man einen vollgefüllten Koffer mit der ganzen Babywäsche. Von nun an übernahmen unsere eigenen Männer abwechselnd die Nachtwache.- Der Säugling weinte pausenlos. Es ging in ein Wimmern über. Er hatte Hunger. Doch außer Wasser und Milch gab es für ihn nichts Essbares. Er konnte auch nicht gebadet werden und wurde deshalb nur notdürftig sauber gemacht. Im ganzen Waggon herrschte bei 70 Menschen ohnehin eine immerwährende Unruhe, so dass auch in dieser Nacht nicht an Schlaf zu denken war.

Am anderen Morgen - noch im Morgengrauen - setzte sich der Zug plötzlich wieder in Bewegung, aber in die entgegengesetzte Richtung. Ein Aufatmen allerseits. Gott sei Dank! Man hatte es sich also doch anders überlegt und brachte uns wieder nach Hause. Weit gefehlt, wie es sich hinter Aussig bereits herausstellte. Es war für unsere Ausreise nur ein anderer Grenzübergang bestimmt worden. Da man die Lokomotive am Ende des Zuges angekoppelt hatte, befanden wir uns nunmehr in den ersten Waggons von vorne. Die Funken sprühten über uns hinweg. Einige verirrt sich und landeten auf unseren Bündeln bzw. auf unseren Körpern. Meine kleinen Cousinen schrieen mehrmals auf, weil ein Funke ein Loch in ihre Kleidchen gebrannt hatte. Wir saßen alle reihum in Wartestellung, mit nassen Lappen, um die eindringenden Funken sofort im Keim zu ersticken. Trotzdem konnten wir es nicht verhindern, dass in einigen Kleidungsstücken große Löcher hineingebrannt worden waren. - Als im Morgengrauen das tote, rauch-verschwärzte Dresden auf uns zukam, packte

weiteres Schicksal. Wir wussten jetzt, dass wir vogelfrei waren, und wir hatten unser Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Der Zug blieb über Nacht stehen. Uns wurde gesagt, falls wir überfallen würden, würde sonst nichts helfen als schreien. Tatsächlich überfielen uns Polen oder Russen, die als Zivilarbeiter dort gewesen waren und Deutschland noch nicht verlassen hatten. Sie raubten einigen aus unserem Zug noch Manches von dem Wenigen, das sie noch von daheim mithatten. So nahmen sie meiner Cousine Rosi Schauer ihren Koffer weg.

Elbe. Der Bahnhof war vollkommen zerstört. Viele Menschen saßen mit ihren Bündeln da und warteten auf einen Zug. Unser Zug fuhr wieder rückwärts aus dem Bahnhof hinaus, wie schon oftmals zuvor. Erneut ging es im Schritt über die Elbe, dann aber nach Norden. Auf freiem Felde blieb der Zug stehen. Wir hatten kein Wasser, die Lebensmittel gingen zur Neige, und die Lokomotive fuhr weg. Am Abend koppelte wieder eine Lokomotive an und fuhr ein Stück weiter.

uns das Grauen. Die Mehrzahl der Laubendorfer wurde hier erstmals mit den Auswirkungen des Krieges konfrontiert. Da die Wagenwände sehr hoch waren, wurden die Kinder und kleinen Personen von den Männern für kurze Zeit hochgehoben, um einen Blick auf die Ruinen und fensterlosen Häuser werfen zu können, darunter auch ich. Völlig deprimiert kauerten wir uns wieder hin und rückten noch näher zusammen. Die wie tot wirkende Stadt ließ uns die Trostlosigkeit unserer Lage, in der wir uns befanden, noch härter erscheinen. - Hinter Dresden – wir hatten die Eindrücke innerlich noch nicht verarbeitet - kam eine neue schwierige Situation auf uns zu. Ein Gewitter zog auf. Es entlud sich sehr lange und sehr heftig. Die Männer versuchten, aus größeren Kleidungsstücken eine Art von Plane zu knoten, um wenigstens die Kinder vor dem ärgsten Regen zu schützen. Als das Gewitter endlich vorbei war, stellten wir den Schaden fest, den es angerichtet hatte. Nicht nur wir selbst, sondern alle unsere Bündel, auf denen wir saßen, waren durchnässt. Uns blieb nichts anderes übrig, als alles an der Luft wieder trocknen zu lassen, bzw. die Kleider am eigenen Leibe.

Die Zersplitterung des Trecks in Riesa

Rosa Czeschka:

Am nächsten Morgen setzte sich der Zug erneut in Bewegung. Er hielt immer wieder auf Bahnhöfen, und immer wurde ausgerufen, wer wolle, könne aussteigen. Tatsächlich stieg immer wieder jemand aus. Der Zug kam nach Falkenberg/Elster. Hier war die Brücke gesprengt, und wir mussten alle aussteigen. Von Ferne kamen Leute gerannt und sagten: „Was wollt ihr denn hier? Die Straßengräben sind schon voll mit Menschen.“ So stiegen wir wieder ein und fuhren zurück nach Riesa. Es sah nach Regen aus. Die Männer holten Bretter vom Bahnhof und errichteten ein provisorisches Dach über unserem offenen Wagen. Wir übernachteten in ihm. Am Morgen verhandelte der Bahnhofsvorstand mit unseren Männern und schickte den Zug erneut nach Falkenberg. Jetzt stiegen wir erneut aus, die wir noch im Zug gewesen waren. Wir gingen und gingen und waren todmüde. Am Straßenrand sah ich einen alten Mann sterbend

Leopoldine Neudert:

Am Nachmittag blieb der Zug stehen, und der Lokführer sagte, wir müssten alle aussteigen, er führe nicht weiter, weil die Gleise kaputt seien. Wer wollte, könnte aber zurück nach Riesa fahren, sagte er weiter.

So teilte sich leider unsere Schicksalsgemeinschaft, und wir haben nie wieder zusammengefunden.

Herta Kretschmer:

Hinter Riesa, auf der Strecke in Richtung Falkenberg, blieb der Zug plötzlich stehen. Es hieß, die Schienen seien kaputt, hervorgerufen durch die Kriegseinwirkungen. Der Zug fahre nicht weiter. - Das hatten sich die Verantwortlichen für diesen Transport aber fein ausgedacht! Deshalb hatte man vermutlich auch ausgerechnet diesen Grenzübergang gewählt und nicht den zuerst vorgesehenen. Nunmehr auf dewischem Boden, ließen sie uns im Dreck einfach stecken. Jemand brüllte, wer aussteigen wolle, solle aussteigen. Wer wieder mit nach Riesa zurückfahren wolle, könne im Zug verbleiben. - Was daraufhin folgte, erscheint mir in meiner Erinnerung heute noch als die dramatischste Szene während der ganzen Vertreibung. Was tun? Die Menschen rannten wild durcheinander. Es bildeten sich Gruppen heraus, die untereinander auch gleichzeitig Sippenangehörige waren. Innerhalb derer entstanden eifrige Debatten. Der eine wollte aussteigen, der andere im Zug verbleiben. Mutter und ich klammerten uns an meinen Onkel Franz, Mutters jüngsten Bruder und dessen Familie. Es würde zu weit führen, wollte ich jetzt aufzählen, wer sich noch alles zu unserer Sippe dazugesellte bzw., wie verstrickt sich diese Gruppenbildungen ergaben. Die Männer führten das Wort. Einer von ihnen entschied: „Wir bleiben hier.“ Die noch im Zug befindlichen warfen daraufhin alle Habseligkeiten heraus. Dann, eine neue Anweisung: „Nein, wir fahren wieder mit zurück“. Die Bündel und Rucksäcke flogen wieder zurück in den Zug. Alte und gebrechliche Menschen und die Kinder wurden einmal heraus- und dann wieder hinaufgehoben. Die Erregung steigerte sich immer mehr. - Plötzlich ein Kommando des Zugpersonals: „Ein- oder aussteigen! Der Zug fährt ab!“ Und schon fuhr er los. Die Mehrzahl unserer Sippenangehörigen stand auf dem Bahnsteig, einige von ihnen befanden sich jedoch noch im Waggon.

zusammensinken.

Während des Fahrens flogen die letzten Bündel durch die Luft. Da - eine alte Frau war noch im Zug, meine alte Tante Marie. Unsere Männer rannten nebenher und zerzten sie - mit Mühe und Not - dann doch noch heraus. Ein Aufatmen allerseits!

Die Wochen in Falkenberg/Elster

Der Weg der abgesplitterten Gruppe

Rosa Czeschka:

Wir kamen auf einen freien Platz mit einem ehemaligen BDM-Lager. Ich legte mich auf den Rasen, ich konnte nicht mehr! Schwägerin Lina und Johann waren in die Häuser an der Straße gegangen und hatten bei einer Familie Thomas erlangt, dass wir auf ihrem Heuboden schlafen konnten. Welch eine Errungenschaft! Wir konnten uns sogar in der Küche etwas kochen, wenn wir was dazu hätten. Ein paar Tage später bekam sogar Schwägerin Poldi mit den Kindern ein kleines Zimmer im Haus. Das Elend war trotzdem riesengroß! Wir bekamen keine Zuzugsgenehmigung, somit auch keine Lebensmittelkarten. Wir mussten betteln gehen. Wer konnte den Leuten um Falkenberg verdenken, dass sie die Tür vor uns zumachten!

Die Falkenberger Umgebung ist eine sandige, unfruchtbare Gegend, und die Russen hatten die Menschen schon ausgeplündert, wie zuvor uns daheim. Wir gingen weite Strecken, weit weg von Falkenberg, um zu betteln, manchmal um ein paar Körner Roggen, um sie danach beim Bäcker gegen Brot einzutauschen zu können. Kam uns ein Möhren-

Leopoldine Neudert:

Den Zurückbleibenden wies er einen Weg in den Wald, dort seien Baracken. Meine Familie und alle meine Verwandten verblieben beim Treck, und wir fanden das verlassene Barackenlager. 3 Betten übereinander waren angeordnet, und Strohsäcke waren auch da. Nun hatten wir ein Dach über dem Kopf, sonst nichts. Das Lager lag zwischen den drei Orten Falkenberg, Bad Liebenwerda und Uebigau. Wir bauten uns vor der Baracke Kochstellen aus zwei Ziegeln und einem Blech. Manche hatten von irgendwoher Kopfteile von Kanonenöfen mit einem ein Meter langen Rohrstück. Vor den Baracken war ein Brunnen, aus welchem wir Wasser zum Kochen entnehmen konnten.-

Bald entdeckten wir in der Nähe ein zerbombtes Haus. Keinen Stein ließen wir dort über dem anderen und fanden zerbeulte Töpfe und allerhand Brauchbares. Auch ein Teich war in der Nähe. Dorthin gingen wir uns waschen. Tags gingen wir betteln, und nachts gingen die Erwachsenen Getreide und Kartoffeln von den Feldern stehlen. Das ging nicht auf die Dauer, waren wir doch 600 Menschen. Herr Federsel, ein Mitglied unseres Trecks, ging zur russischen Kommandantur und verhandelte. Die Russen sagten, wir sollten auf die Domäne gehen. Aber dort bekamen wir nichts. Nicht einmal Salz gab es zu kaufen. Da entdeckte jemand Viehsalz in der Ruine, das wir verwendeten. Es war ein Glück für uns, dass Sommer und dass Erntezeit war. Wir tauschten die nachts gestohlenen Körner am Tag beim Müller gegen Mehl und

Herta Kretschmer:

Da standen wir nun. In welche Richtung sollten wir uns wenden? Es wurde die Himmelsrichtung erforscht. Dann hieß es, gegen Westen. Die Menschenansammlung zog los, mit Rucksäcken und Bündeln schwer bepackt. - In Falkenberg erreichten wir ein Lager. Die Bettstellen, mit Stroh ausgefüllt, waren übereinander angeordnet, unzählige in einem Raum. Ich schlief unmittelbar unter der Decke. Es tat gut, sich wieder einmal so richtig ausstrecken zu können.

Am anderen Morgen wurden wir sehr zeitig geweckt. Wir erfuhren, dass die hochschwängere Laubendorferin von ihrem Kind entbunden worden war. Es war in einem Lager zur Welt gekommen. Wer noch gutes Leinen besitze und es vor den Tschechen gerettet habe, möge doch damit aushelfen. - Mittlerweile hatte eine nochmalige Gruppenspaltung stattgefunden. Zwei Männer schälten sich als Gruppenführer heraus. Die eine Gruppe wanderte unter der Führung des Ferdinand Federsel - der sich für seine Landsleute sehr eingesetzt haben soll - weiter, die andere, unsere nämlich, unter der Führung des Exbürgermeisters von Laubendorf, Adolf Fordinal. Beide Gruppen schlugen unterschiedliche Richtungen ein. Daraus erklärt es sich auch, dass die Gruppe Federsel sich in und um Zeitz in der DDR niederließ, wo wir sie bis zum heutigen Tage in der Mehrzahl antreffen können. Unsere Gruppe wanderte in Richtung Torgau. Unterwegs verloren wir auf sehr tragische Weise eine Verwandtenfamilie. Sie hatte mit den vielen Kindern, unter denen sich auch der Säugling im Kinderwagen befand, und dem schweren Gepäck dem Tempo nicht standhalten können, das die Vordersten in unserer Gruppe anschlügen. Bevor wir ihr Fehlen bemerkten, war es schon zu spät. Sie war nicht mehr aufzufinden. Diese Familie wanderte von diesem Zeitpunkt an allein weiter und erlebte ihr eigenes Schicksal, das zu schildern einen gesonderten, erschütternden Bericht ergäbe. Später, sehr viel später, erfuhren wir, dass der Säugling - ganze 7 Wochen alt - in Torgau verstorben war. Er war verhungert. -

Unzählige Menschen waren auf den Beinen. Sie alle wirkten wie Bettler, die ihr bisschen Hab und Gut bei sich trugen. Man hatte den Eindruck, als seien sie alle auf der Flucht in Richtung Westen. Wir kamen an die Mulde. Sie war gesperrt. Eine unübersehbare Menschenmenge hatte sich vor der Brücke in den Straßengraben niedergelassen und wartete darauf, sie passieren zu können. Es hieß, der Westen könne die Menschenmassen nicht mehr aufnehmen. Der Begriff „Westen“ beinhaltete in der damaligen Zeit zweierlei: zum einen die Himmelsrichtung, zum anderen - vorrangig - die Zone, die von den Amerikanern besetzt war. Einigen von uns dauerte diese Warterei zu lange.

Die gesperrte Muldebrücke wurde die Ursache dafür,

feld irgendwo in die Quere, so konnten wir natürlich nicht widerstehen, Möhren herauszuziehen.

In dieser Notzeit hatte sich Schwägerin Loisi bei einem Bauern verdungen. Schwägerin Lina und Schwager Johann waren bei einem Bauern in der Nähe von Herzberg untergekommen. Das war wie weg mit der Bahn zu fahren. Dort wollten auch Schwägerin Poldi und ich Fuß fassen. Einen Tag lang hatten wir uns bei der Behörde in Herzberg um eine Zuzugsgenehmigung bemüht; aber es war unmöglich gewesen, diese zu bekommen. Man wollte uns nach Mecklenburg, in die ärmste Gegend Deutschlands, schicken. Ich hatte in der Folgezeit durch das Betteln gehen mit Tante Poldi einen Platz bei einem Bauern gefunden. Genauer gesagt, hatte mich ein mitleidiger Polizist, den wir auf der Straße getroffen und dem wir unsere Lage geschildert hatten, den Leuten aufgedrängt. Sie hatten eh ihr Haus schon voll mit Flüchtlingen, so dass sie mich hätten in ihre Schlafstube nehmen müssen.

In Falkenberg suchten wir auch die Kirche. Wir fanden sie. Sie war nicht groß und hatte den Krieg gut überstanden. Sie war eine Diasporakirche. Das kannten wir von daheim nicht. Wie konnte es aber anders sein, als dass wir auch in der Fremde unserem

dies beim Bäcker gegen Brot. Schlimm waren die Säuglinge dran, sie hatten keinen Tropfen Milch. Eines nachts starb ein Kleinkind. Auch um Adelheid machten wir uns Sorgen. Sie war schon zu Hause krank gewesen, und ihr Zustand wurde schlechter. Jeden Morgen kamen die anderen zu uns und fragten, ob sie noch lebe. Es war ein Wunder, sie hat überlebt! Manche Mütter kauten ihren Säuglingen hartes Brot vor und gaben es ihnen. Meine Schwester Marie gab ihren Säugling Emil einer fremden Frau, von der sie annahm, er könnte bei ihr überleben. Nach einer Woche brachte diese den blonden Buben wieder zurück. Ihr Mann, ein im Schichtdienst arbeitender Eisenbahner, hatte sich durch das dauernd schreiende Kind in seiner Nachtruhe gestört gefühlt. Es war wohl so Gottes Wille! Marie hätte sich bestimmt später Vorwürfe gemacht, wenn eines ihrer Kinder gefehlt hätte. Heute (2004) ist mein Neffe Emil mittelständischer Unternehmer in Wittenberg.

Die Gegend von Falkenberg war eine sandige Landschaft. Weil alles so trostlos war, machten sich täglich Familien mit großen Kindern auf Wohnungs- und Arbeitssuche. Da Erntezeit war, hatten manche Bauern Mitleid und nahmen Leute als Arbeitskräfte auf. Auch Johann und ein Nachbar gingen auf Arbeitssuche. Aber unsere Familie war zu groß mit 5 Personen, dazu die Schwiegereltern und eine Schwester des Schwiegervaters. Aber für meine Schwester Marie und für Schwägerin Emilie mit ihren zusammen 5 Buben gewährte eine mitleidige Witwe Aufnahme. Es war in einem abgelegenen Dorf, Wöllnau, 15 Kilometer von Eilenburg entfernt. So waren beide bäuerlich untergebracht. Wohnraum war da, wenn auch beengt. Beide Frauen halfen im Stall und auf dem Feld und erhiel-

dass wir ebenfalls in der DDR ansässig wurden, weitab von den Landsleuten, die mit der Gruppe Federsel gewandert waren. Wir hatten die Geduldsprobe nicht bestanden. - Also wanderten wir am diesseitigen Ufer entlang von Ort zu Ort. Die Gemeinden hatten Anweisung erhalten, den durchziehenden Flüchtlingen einmal am Tage ein warmes Essen zu verabreichen. Dieses Essen war zumeist eine Suppe bzw. ein Eintopf. Um dieses warmen Essens willen erwanderten wir jeden Tag die nächstliegende Ortschaft. Wir übernachteten überwiegend in Scheunen, in Strohhaufen, auf Wiesen oder in Schulen auf der blanken Erde. Wir hatten uns mittlerweile an diese Übernachtungsmöglichkeiten gewöhnt und waren froh, uns nach den langen Fußmärschen irgendwo ausstrecken zu können. - Die Träger der Rucksäcke hatten mir tiefe Wunden in das Schulterfleisch gegraben, die mir große Schmerzen verursachten. Eine Behandlung dieser Wunden, die zur Heilung geführt hätte, war nicht möglich, weil es keine ärztliche Betreuung gab und wir auch keine Medikamente besaßen. Die Nächte brachten zwar eine leichte Linderung der Schmerzen, aber am Morgen verstärkten sie sich, weil sich die Träger erneut in das wundte Schulterfleisch gruben. Die Schuhe wurden mir zu klein. Bei jedem Schritt taten mir die Zehen weh. Wir wanderten immerhin täglich durchschnittlich etwa 10 km, je nachdem, wie weit die nächste Ortschaft entfernt war. Und das über mehrere Tage lang. Am härtesten traf es u. a. meine kleinen Cousinen, die sich damals noch nicht im schulpflichtigen Alter befanden. Sie waren nach den ersten Kilometern bereits müde und wollten sich ständig irgendwo hinsetzen und ausruhen. - Dann kamen wir erneut in ein Lager. - Inzwischen hatten sich einige Familien bereits von der Gruppe losgelöst und Arbeit gefunden. Es ging bei uns allen ums Überleben. Bei den losgelösten Familien handelte es sich um solche, bei denen der Mann als Familienoberhaupt viel leichter eine Arbeitsstelle fand. Mein Onkel Franz mit seiner Familie befand sich ebenfalls nicht mehr unter uns. Zurück blieben wir, die männerlosen. Uns wollte niemand aufnehmen, noch dazu, wenn mehrere unmündige Kinder zur Familie gehörten. Sie waren unnütze Esser, die keine Gegenleistung erbrachten. In dem vorerwähnten Lager blieben wir mehrere Tage. Die Bettstellen - dreistöckig übereinander angeordnet - waren sauber und vor allem ungezieferfrei. Männer, Frauen und Kinder waren in gleicher Anzahl in einem Raum untergebracht. Es gab nur einen Waschraum. So standen oft nackte Männlein und Weiblein nebeneinander und wuschen ihre Körper. - Es gab auch nur eine Kochstelle. Sie war aus Ziegeln errichtet worden, auf die man ein einfaches Blech als Herdplatte gelegt hatte. Jede Familie besaß ihr eigenes „Kochgeschirr“, aufgelesene Blechbüchsen aus den Straßengräben, die beim Rückzug der Soldaten liegengelassen waren. Vor der Kochstelle stand stets eine lange Schlange wartender Frauen, bis zu 20 an der Zahl, die geduldig auf ihrem Platz ausharrten, bis sie an der Reihe waren. Beliebte Gerichte waren Kartoffelpuffer oder Pellkartoffeln. Die Kartoffeln wurden gerieben und als Brei auf die blanke Herdplatte geklatscht. Die Pellkartoffeln machten überhaupt keine Arbeit. Beides schmeckte besser als in der heutigen Zeit das aufwendigste Menü. -

Schließlich fanden auch wir dann eine Arbeitsstelle bei

Herrgott hier in der Kirche treu blieben - sechs Wochen lang.

ten dafür Milch und Kartoffeln von der Witwe. Dadurch war wenigstens der Hunger gebannt. Bruder Rudolf fand ein Unterkommen auf einem Bauernhof in der Nähe unseres Lagers.

einem Bauern. Mutter war die Landarbeit ja gewöhnt. Mir dagegen fiel sie umso schwerer. Ich hatte ständig Blasen an den Händen. Jeder Tag begann für mich um 5 Uhr. Meine Aufgabe vor dem Frühstück bestand darin, mit einem Knecht auf ein entferntes Feld hinauszufahren und Grünfutter für die Tiere zu holen. Lehrjahre sind wahrhaftig keine Herrenjahre. Das habe ich in dieser kurzen Zeit am eigenen Leibe erfahren müssen. Trotzdem ging es uns bei diesem Bauern relativ gut. Wir konnten uns wieder satt essen und bekamen nachgereicht, wenn wir noch Hunger hatten.

Der Neubeginn in Zeitz und Umgebung

Neubeginn im übrigen Sachsen-Anhalt

Rosa Czeschka:

In dieser unhaltbaren Situation war durch einige Männer (Holmbauer, Köbesferda, Bittnermüller) inzwischen der Entschluss gefasst worden, nach Halle zu fahren und bei einem diesbezüglichen Amt vorzusprechen. Die Männer haben tatsächlich erreicht, dass ihnen die Männer auf dem Amt die Einweisung nach Zeitz zugesagt haben. So fuhren wir Laubendorfer, die wir noch in Falkenberg verblieben waren, los, ohne uns dort angemeldet zu haben. Nach keiner schönen Fahrt mit einer Zwischenübernachtung auf dem Fußboden eines Saales kamen wir vormittags in Zeitz an. Wir waren überrascht, denn am Bahnhof teilte das Rote Kreuz Suppe für die Kinder aus. Die Männer gingen zum Bürgermeister und verwiesen auf unsere Einweisung in die Stadt durch die Hallesche Behörde. Wir, der Zahl nach wohl noch an die 300 Personen, warteten inzwischen am Bahnhof. Nach einiger Zeit holten uns Rot-Kreuz-Schwester ab und brachten uns nach Grana zu Baracken, die sonst von Saisonarbeitern der Zuckerfabrik belegt waren. Die Räume waren leer, aber man brachte Stroh angefahren, das wir auf dem Fußboden ausbreiteten, und sippenweise verteilten wir uns auf die Räume. Sie sollten für die nächsten Wochen unser Aufenthaltsort sein.

Es war eine Küche dabei, und die Schwestern begannen, in zwei Kesseln Eintopf zu kochen. Wir waren froh darüber, dass sich jetzt endlich jemand um uns kümmerte. Außer dem Eintopf bekamen wir auch noch eine feste Brotration. Wir erhielten den Zuzug und damit auch Lebensmittelkarten.

Wir waren die ersten Vertriebenen in Zeitz. Die Amerikaner hatten ursprünglich die Gegend besetzt gehalten, und so war es nicht ausgeplündert worden. Verschiedene Fabriken arbeiteten sogar. Erst jetzt, nachdem die Russen das Gebiet übernommen hatten, begann in verschiedenen Betrieben die Demontage der Maschinen und Einrichtungen für den Abtransport nach Russland.

Leopoldine Neudert:

Unser Treckführer Federsel bemühte sich, die Menschen beieinander zu halten und um Zuweisung von Wohnraum für uns. Er fuhr deswegen bis nach Halle auf die Kommandantur. Am Ende erreichte er, dass der Rest des Trecks nach Zeitz geschickt wurde. Das war am 5. September. Wir waren also schon 7 Wochen von unserer geliebten Heimat weg. Später zählten wir die Zeit in Monaten, dann in Jahren, und als jede Hoffnung schwand, niemals zurückkehren zu können, gar nicht mehr.-

Wieder wurde ein Zug zusammengestellt. Die Waggons waren nicht mehr so schlimm wie die ersten. Dennoch duften wir in Zeitz nicht auf dem Personenbahnhof aussteigen. Wir wurden an einer Viehrampe „entladen“. Es war höchste Zeit gewesen, dass wir vom Lager weggekommen waren, denn es hatten Seuchen gedroht. Unser Elendszug bewegte sich nach Grana, einem Nachbardorf von Zeitz. Manche Familien hatten sich in Falkenberg zweirädrige Schubkarren bauen lassen, so auch wir, worauf sich die Habseligkeiten stapeln ließen. Die Karren waren die erste Investition in die Zukunft, und sie sollte sich bezahlt machen.

Wir kamen wieder in Baracken, die aber wenigstens sauber waren. Eine Fuhre Stroh wurde abgeladen, und wir bekamen ein Nachtlager zu ebener Erde. Möbel gab es nicht. Wir brauchten auch keine, denn wir hatten nichts als die Kleidung, die wir täglich trugen. Meine Familie kam mit Bertas Familie in ein Zimmer. Hier bekamen wir täglich eine Suppe und etwas Brot. Am zweiten Tag kam eine Rotkreuz-Schwester und besuchte die Kranken. Ein Arzt impfte uns gegen Typhus. Mehrere Leute kamen ins Krankenhaus. Mit Adelheid ging ich zum Kinderarzt. Bei der Untersuchung sagte er: „Ein schrecklich aussehendes Kind!“ Sie war bis auf das Skelett abgemagert, so, wie ich später Bilder von jüdischen Kindern im KZ gesehen habe. Im Krankenhaus durften wir sie nicht besuchen. Nach 3 Wochen konnten wir sie wieder holen.

Herta Kretschmer:

Als wir nach etwa vier Wochen abermals zu einem Transport zusammengefasst wurden, kam neue Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat in uns auf. Wir dachten ja an nichts anderes, als wieder heimkehren zu dürfen. Wie wurden auch diesmal in unseren Empfindungen betrogen. Der Zug fuhr weiter in Richtung Westen. Nach einer mehrstündigen Fahrt landeten wir schließlich in Sachsen-Anhalt, das zu unserer zweiten Heimat wurde. Als der Zug hielt, wurden wir auf die einzelnen Gemeinden aufgeteilt. Eine einzige verwandte Familie war von unserer Sippe übriggeblieben, bei der ebenso der Vater als Familienoberhaupt fehlte.

Wir zwei Familien waren auch zugleich die letzten Laubendorfer aus der anfangs großen Gruppe Fordinal.

Als wir nach Zeitz kamen, fanden wir auch hier unsere Kirche wieder, erneut eine Diasporakirche. Hier beteten wir in einer Gruppe in unserer vielen Freizeit den Rosenkranz und gingen so oft, wie möglich in unsere Kirche. Wie hätten wir ohne Beten die Lebenslage, in welcher wir uns befanden, sonst ertragen können!

Wir wären nach nicht allzu langer Zeit in Privatquartiere gekommen, wären nicht im Lager zwei Fälle von Hungerthyphus aufgetreten. So erhielten wir zweimal Quarantäneverlängerung und durften das Lager nicht verlassen. Es wurde letztlich Ende Oktober, bis wir aufgeteilt wurden. Ich kam zu einem Rentner, einem Herrn Lisse. Er hatte einen Küchenofen und Küchengeschirr, und ich war glücklich, dass ich das zur Verfügung hatte und kochen konnte. Ich kochte für mich und für ihn. Durch Vermittlung des Arbeitsamtes nahm ich Arbeit an als Putzfrau in einem Haushalt, einer Familie Laxi. Sie bewohnte eine Villa in der Bornpromenade in Zeitz. Der Mann war Direktor einer Eisengießerei. Das Ehepaar hatte drei Kinder. Die Großeltern wohnten auch noch mit da, und zu guter Letzt hatten die Russen auch noch zwei Räume belegt. Täglich ging ich früh für ein paar Stunden dorthin. Nach einigen Wochen bot mir Frau Laxi an, in ihrer Villa zu wohnen, und ich willigte ein. Man stellte mir ein Bett in ihr schönes Esszimmer, und von nun an war ich im Haus.

Es war im Frühjahr 1946. In dieser Zeit hatte ich über Frau Drascher von daheim, von Erni, den ersten Brief aus Laubendorf bekommen und einige Wochen später auch von meinem Mann Hans aus englischer Kriegsgefangenschaft. Ihn brachte mir die Tante Poldi, ersten Schwägerin Loisi. Ich war überglücklich, denn mit Hans war ich seit über einem Jahr nicht mehr in Briefverbindung gewesen. Nur mit Glück und Zufall war es in jener Zeit möglich, irgendwie Post herüber und hinüber zu schmuggeln. Das war Frau Drascher mit ihrem Brief gelungen. Die Antwort darauf hatte ich jetzt in der Hand. Sie lautete:

„Seit sechs Monaten war dieser der glücklichste Tag, als von Frau Drascher ein Brief eintraf, der uns endlich, endlich Euren Aufenthaltsort angab. Wir wussten uns vor Weinen und vor Freude nicht zu helfen. Im Nu füllte sich die Küche mit Menschen. Die Nachbarschaft kam, Lina von Nr. 6, Gerstberger, alle waren voll Freude. Mutter (Nr. 195) hatte die Botschaft geschickt. Wir sind glücklich, dass es Euch nicht schlecht geht. Unsere deutschen Kinder hier in Laubendorf gehen nicht in die Schule, und wer noch auf seiner Wirtschaft ist, wartet bangend auf den nächsten Tag. Wir sehnen uns nach Euch. Es hält uns kein wirtschaftlicher Vorteil, die

Ich sehe den Augenblick noch wie heute: Die Tür ging auf, und 2 Schwestern führten sie an den Händen herein und wollten sie mir in den Arm geben. Aber sie erkannte mich nicht, drehte sich um und weinte. Eine Schwester beruhigte sie und gab ihr ein Plätzchen. Fünf Pfund hatte sie zugenommen und war wieder ein normal entwickeltes Kind, und wir waren alle glücklich.

Trotz der Impfung war Typhus ausgebrochen. Wir bekamen Quarantäne und durften nicht hinaus, 3 Wochen lang. Dann begann man, uns aufzuteilen. Treckführer Federsel hatte erwirkt, dass wir auf stadtnahe Dörfer kamen. So gingen die Leute nach Zangenberg, Aylsdorf, Aue, Grana, Kleinosida, Salsitz und Mansdorf. Die Orte waren maximal 8 Kilometer voneinander entfernt. So blieben wir eine Gemeinschaft. Unsere Familie hatte Glück. Wir kamen mit 8 Personen in 3 Räumen bei einem Kaufmann unter. Wir müssen einen schlechten Eindruck gemacht haben, als der Aylsdorfer Treck ankam. Manche Einheimische weigerten sich, die Familien aufzunehmen, so dass der Bürgermeister einschreiten musste. Sie nannten uns „Polacken“, obwohl wir Hochdeutsch sprachen, was diese nicht konnten. Sie verstanden uns, aber wir verstanden ihr Sächsisch nicht. Sie waren evangelisch – das war für uns Katholiken neu. Neu war auch für uns, dass sie sonntags nicht in die Kirche gingen, sondern in ihrer Wochentagskleidung herumlungerten. Nur am Karfreitag, der damals in unserer Kirche noch kein hoher Feiertag war, besuchten sie den Gottesdienst.-

Rudolfs und Bertas Familie fanden ganz in der Nähe von uns ein Unterkommen. Berta, die zu Hause schon magenkrank gewesen war, starb 1946 an einer Lebensmittelvergiftung. Die Familie hatte ein Mehlpaket gefunden, das offensichtlich aus Giftweizen hergestellt worden war, und daraus Kuchen gebacken und ihn gegessen. Berta war die zweite Laubendorferin, die wir in „fremder Erde“ begraben mussten. „Was wird mit unseren Verstorbenen werden, wenn es wieder nach Hause geht?“ war damals eine existentielle Frage für uns. Die Geschichte hat diese Frage auf eine von uns damals nicht für möglich gehaltene Weise beantwortet. Mit der Aufteilung auf die Dörfer endete Herr Federsels Mission. Er war Treckführer geworden, ohne dazu bestimmt worden zu sein. Er hatte Organisationstalent und Übersicht bewiesen und uns dadurch viel Gutes getan. In Laubendorf hatte er nichts gegohten, weil er Kommunist war. Jetzt waren ihm alle dankbar.

Nun begann ein neuer Abschnitt für uns, der bis auf den heutigen Tag andauert. Wir stellten unsere Habseligkeiten in den Stuben ab. Aus einem ehemaligen KZ- Außenlager der BRABAG, einer Benzinfabrik, wo bis zum Mai

Die anderen zu dem neuen Transport Gehörigen kannten wir nicht. Unsere Namen wurden aufgerufen. Großes Entsetzen unter uns. Man hatte uns verschiedenen Orten zugeteilt. Erst eine Rücksprache mit dem Ausschuss, der für die Verteilung verantwortlich zeichnete, bewirkte, dass wir zusammenbleiben durften. Das machte uns alle sehr glücklich.

Mutter und ich kamen in das Haus Nr. 1. Ganze Gruppen zogen los, um ihr neues Zuhause ausfindig zu machen. Das Dorf machte einen sauberen und freundlichen Eindruck. Das vermittelte das äußere Erscheinungsbild. Die Menschen, die darin wohnten, mochten uns jedoch nicht. Sie lehnten uns ab. Wir waren ihnen nicht willkommen. Die Frauen rannten vor uns her und nahmen ihre Wäsche von der Leine. Ich hörte, wie eine von ihnen ihrer Nachbarin über den Zaun zurief: „Jetzt kommen sie!“ Es war sehr demütigend für uns zu hören, wie man uns einstuft. - Dieselbe Frau lernte ich aber sehr viel später als eine liebenswerte und hilfsbereite Per-

Heimat allein bannt uns an den Boden. Vielleicht sind wir im nächsten Sommer bei Euch! Oder tritt am Ende das Gegenteil ein? Sechs Monate haben wir gebetet, und wir beten weiter. Es ist uns besonders lieb, dass Ihr alle beisammen seid. Wir sind vorläufig auch noch alle zusammen, die wir damals zurückgeblieben sind. Inzwischen sind auch einige Nachrichten von Soldaten eingetroffen. Hans ist in Kärnten im Lazarett schon ausgeheilt. Marie schreibt Euch seine Adresse. Von Franz ist noch nichts gekommen. Luisis Franz hat aus Pressburg sagen lassen. Luisi ist noch auf ihrem Hof. Hans (38) arbeitet bei einem tschechischen Bauern in Trübau, kommt auch nach Hause. Ernst (6) ist zu Hause, verwundet. Haberhauer hat sich noch nicht gemeldet. Mattler soll in München sein. Onkel Hans hat schon einmal aus Bayern sagen lassen, dass er von Euch weiß. Resi (180) hat gute Nachricht von Philipp aus Kärnten und von Josef aus Bayern. Sie wohnt unten auf ihrer Wirtschaft. Frau Czeschka lebt im Ausgedinge. Schmid von Nr. 199 und Findeis, Josef, haben sich auch gemeldet. Buresch ist in einer Mühle bei Brünn. Er will überkommen. Herr Czackert und Herr Koblischke sind noch in Politschka. 193, 4, 206, 69, 6, 209, 183 und Kunert arbeiten zum Teil im Kohlebergwerk, zum Teil bei Bauern. Sie werden laufend durch Päckchen unterstützt. Oskar Suchy hat uns schon aus dem Lager Trübau besucht. Den in Politschka Gefangenen kann man öfters etwas zubessern. Sie sehnen sich nur nach der Familie. Frau Gerstberger war schon bei ihrem Mann und bei den anderen. Die Verhältnisse haben sich bei uns gar nicht zum Guten gewendet. Hilde Petters Schwestern sind in Zwittauer Lager. Ganz Zwittau ist fast im Lager, alle Wohnungen besetzt. Eure Wirtschaften sind alle besetzt, auf Rosis ein Slesak aus Politschka, auf Poldis ein Bruder von ihm. Es ist bis jetzt alles unberührt (die eingegrabenen Sachen). Auf Tante Poldis sitzt ein Pospischil aus Steindorf. Auf 205 ist schon der zweite. Neudert 213 ist in Porstendorf, Arnold in Pilsen. Neubauer ist in Hamburg. Auf Tante Rosis lempert ein Schneider im wahrsten Sinne des Wortes. Es ist überall ein Niedergang zu bemerken. Man wird Euch zurückholen müssen! Der Glorienschein verblasst. 'Kein Feuer, keine Kohle,' heißt es in einem Lied. Bei uns ist die Reihenfolge der Worte umgekehrt. Im Dorf plant man eine Hutweide, ca. 600 Hektar groß. Eine Kommission nach der anderen! Ach, wer das doch könnte, durch die Wolken, durch die Lüfte zu Euch kommen - und fragen, und erzählen, was die Vernunft uns jetzt verbietet! Ihr sollt nur wissen, dass wir noch in der Heimat leben, Euer täglich oft und oft gedenken. Die Einigkeit ist groß. Von Weitem geht einer auf den anderen zu, und

Häftlinge untergebracht gewesen waren, konnten wir Luftschutzbetten und papierene Strohsäcke holen. Johann bekam dazu noch einen Häftlingsanzug, den er als Arbeitsanzug nutzte. Bei einem Bauern durften wir uns die Strohsäcke stopfen. Der Bürgermeister kümmerte sich um Lebensmittelkarten. Es fehlte uns an Geschirr. Wir hatten nur einen einzigen Topf. Auf Bezugsschein konnten wir 2 weitere kaufen. In Torgau hatten wir bereits 4 Eßschüsseln erstanden. Wir waren aber 8 Personen! Es gab auch wenig Feuerung, 3 Zentner Briketts für das ganze Jahr. Kein Stück Holz zum Feueranzünden war da. Wir gingen in den Wald und suchten dürre Zweige. Doch der Wald war wie ausgefegt. Wie oft dachten wir an unseren schönen 7 ha großen Wald, aus dem wir immer gutes Brennholz hatten. Die Männer und die allein-stehenden Frauen gingen auf Arbeitssuche. Da in der Zuckerfabrik gerade die Kampagne angelaufen war, kamen dort viele unter, so Johann, Bruder Rudolf und Schwager Johann. Sie mussten einen Kalkbrennofen bedienen, eine ungesunde, schwere Arbeit. Eines Tages kam Johann krank nach Hause. Ich musste ihm beim Auskleiden helfen, und er fiel ins Bett. Ich musste den Arzt holen. Der kam, blieb in der Tür stehen und sagte: „Ihr habt alle Typhus!“ Johann wurde ins Krankenhaus eingeliefert, auch Herbert musste mit. Dies war am Nikolaustag. Sonntags konnten wir sie besuchen. Wir standen auf der Straße, und Johann und Herbert hinter dem geschlossenen Fenster eines im ersten Stock befindlichen Krankenzimmers. 1945 waren die traurigsten Weihnachten, die wir je erlebt haben. In ein Gefäß mit der Aufschrift „Mehl“ steckte ich 3 Fichtenzweige, die ich auf der Straße gefunden hatte. Hans, der seit einem Monat die Schule besuchte, erhielt einen Bleistift geschenkt. Ein Jahr zuvor war es noch ein Rodelschlitten gewesen. Wir saßen in der ungeheizten Stube und legten uns bald und wie jeden Abend hungrig schlafen.

Damit endet das Jahr 1945, und ich will meine lange Geschichte beenden. Unser Heimatort Laubendorf taucht in das Dunkel der Geschichte ein. Die Tschechen, die ihn Limberk nannten, taufte ihn 1952 in Pomezi um, um den Bezug zum Ortsgründer Levendorf und damit die Herkunft des Namens aus dem Deutschen zu vertuschen. Wer heute den Ort betritt, findet ihn noch genauso verlassen und fernab von der großen Welt, wie wir es damals empfunden haben.

Aus dem Schulunterricht weiß ich noch, dass Laubendorf von Prag, Wien und Breslau etwa gleich weit entfernt liegt, 160 Kilometer in der Luftlinie. Der Ort wird von Osten nach Westen vom Weißbach durchflossen, der ein

son kennen und schätzen.

Wir brachten zum Teil freilich auch nichts Gutes mit. Sofern es mich und meine Mutter betraf, so waren es Läuse und vor allem die Krätze. Letztere raubte uns Nacht für Nacht den Schlaf. Der Arzt verordnete uns eine schwarze Salbe, mit der wir unsere Körper mehrere Male am Tage einreiben mussten. Wir hatten jedoch keine Möglichkeit, sie dann wieder abzuwaschen. Der Hausherr gestattete uns nicht, seine Badewanne zu benutzen. Trotzdem gelang es uns nach vielen Wochen, mit Hilfe des besagten Arztes, beides doch wieder loszuwerden.

Es dauerte ebenso lange, bis wir als vollwertige Glieder in die dortige Gesellschaft aufgenommen wurden. Wir mussten uns Achtung und Anerkennung durch unser Gesamtverhalten, vor allem durch Fleiß und Anständigkeit ganz allmählich erst wieder neu erwerben.

Wohl keiner erinnert sich gerne an diese umwälzenden und einschneidenden Ereignisse von damals. Meine Erinnerungen

immer seid Ihr in Gedanken bei uns. Zu Weihnachten war es wohl am allertraurigsten, wahrscheinlich auch für Euch. Unsere Mutter lebt wieder auf, seit wir von Euch wissen. Versucht zu antworten! Wir warten sehnsüchtig. Habt Ihr das Wenige behalten, das Ihr mitnahm? Von Eurer Reise hörten wir bereits viel, viel. Wir hingegen dürfen noch immer nicht mit der Bahn fahren, auch nicht in die Nachbardörfer. Mehr darf ich nicht sagen! Malt Euch das andere aus! Hunderttausend Grüße und Küsse von uns allen! Bleibt gesund und stark! Wir freuen uns, dass drei stramme Jungen angekommen sind und gratulieren. Liebe Rosi, sind Tante Rosi, Lici und Onkel bei Euch? An sie tausend Grüße! Sie sollen schreiben, Mutter kränkt sich um sie. Und nun Schluss! Ich könnte Seiten schreiben, aber der Brief darf nicht stark sein. Ich gebe ihm die besten Wünsche mit und die Grüße unserer grünen deutschen Heimat. Erni.“

Was war ich glücklich, dass ich nun auch mit Hans in Briefverbindung war! Er wusste meine Anschrift, und wir konnten uns nicht mehr verlieren. Frau Laxi sagte: „Wenn Ihr Mann herkommt, kann er auch hier wohnen.“ Gottlob war es anders gekommen.

Der Bericht wendet sich in der weiteren Folge von den Ereignissen, die alle Laubendorfer betreffen, ab und schildert, wie die Autorin in die Nähe von Darmstadt zu ihrem dorthin aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen Mann zieht und wie beide ihr persönliches neues Leben aufbauen. Der Bericht endet mit den Sätzen:

Wohl jeder Mensch könnte von den Erlebnissen und Schicksalen seines Lebens ein Buch schreiben. Mancher Zeitabschnitt darin kann sich aber so gravierend herausheben und muss - Gott sei Dank - nicht für jede Generation zutreffen, so auch die von mir geschilderten Ereignisse jener schweren, schicksalhaften Kriegs- und Nachkriegszeit. Ein Glück für jeden, der sie verkraften konnte. Aber sicher nur mit Gottes Hilfe!

Erlebt und aufgeschrieben von mir, der Laubendorferin Rosa Czeschka Nr. 194, geb. Doleschal Nr. 5

beträchtliches Gefälle aufweist, so dass wir den Ort, der 6 Kilometer lang ist, in einen Ober-, Mittel- und Unterort einteilen.- Das nördliche Bachufer ist die „Große Seite“ mit den Bauerngehöften. Das südliche Ufer ist die „Kleine Seite“ mit den Anwesen der Häusler.- Die ersten Häuser des Oberortes liegen 640 Meter hoch, die an die Politschkaer Vorstadt grenzenden Häuser nur noch 560 Meter über dem Meeresspiegel. Die Kirche liegt genau auf der 600- Meter- Höhenlinie und gleichzeitig in der Dorfmitte.- Die südlichen Fluren steigen zum Findeisberg und zum Drascherberg hin auf fast auf 700 Meter an, die höchsten Erhebungen der Gegend. Nicht einmal der Schönhengst, der östlich von Zwittau gelegene Berg, der unserer Heimat einst den Namen Schönhengstgau gab, erreicht diese Höhe.-

Die Felder der Großen Seite führen über den Lettenhübel, der an seiner höchsten Stelle 620 Meter über dem Meeresspiegel gelegen ist. Dieser flache Bergrücken ist Teil der Großen Europäischen Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meer.-

Noch zwei weitere Besonderheiten zeichneten Laubendorf aus: Es war Sprachgrenze, und es ist böhmischer Grenzort zu Mähren. Somit hatte Laubendorf drei „Grenzen“ gehabt.

Ich gehöre zu den Wenigen, die ihren Heimatort nicht mehr wiedergesehen haben, und ich habe dies zu tun, nicht angestrebt. Ich habe meinen Hof unter Tränen verlassen, und ich möchte nicht, dass sie bei einem Besuch wiederkommen. Ich möchte nicht, dass das Bild, das ich habe, in irgendeiner Weise getrübt wird. Ich habe mit diesem Teil meines Lebens abgeschlossen.

Dies habe ich in meinem 80. Lebensjahr für meine Kinder und Enkel aufgeschrieben. Leopoldine Neudert

wieder hellwach werden zu lassen, dafür besitze ich einen Helfer: mein Tagebuch, das mich während der ganzen Aus-siedlung begleitet hat. In ihm blättere ich in Mußestunden und lasse diese Zeit, die bereits -zig Jahre zurückliegt, wieder lebendig werden.

Jeder von uns hat die Nachkriegsjahre auf seine Weise erlebt. Das Erlebte der einzelnen könnte noch so manchen Tatsachenbericht füllen, ergreifend und eindrucksvoll, einfach unfassbar für die, die ihn lesen. Die besten Berichte sind jene, die das Leben selbst schrieb. Wie viele Demütigungen und Kränkungen, wie viel Leid und Schmerz mancher von uns ertragen musste, kann nur der ermessen, dem gleiches Leid widerfahren ist.

8500 Nürnberg, im November 1978
Herta Kretschmer, geb. Doleschal 183

Es ist im Sinne der Autorinnen, dass ihre Berichte Verbreitung finden, dass aus ihnen zitiert und über sie berichtet wird. Eine kommerzielle Nutzung des Inhalts bedarf jedoch einer vorher zu treffenden Vereinbarung.

Anmerkungen:

Das um 1260 gegründete deutsche Dorf Laubendorf (tschechisch: Limberk, 1952 in Pomezí umbenannt) gehörte bis 1945 zum Kreis Zwittau (heute Svitavy genannt) innerhalb des Schönhengstgaves. Politisch administrativ gehörte es zum Sudetengau. Westlicher Nachbarort Laubendorfs war die zum Protektorat gehörende Stadt Politschka/Polička.